

(Nachdruck verboten.)

- 95)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die Maschine war endlich zur Freundin des Menschen geworden, nicht mehr die anfängliche Maschine, die Stonturrentin, die das Elend der Arbeiter vermehrte, indem sie die Löhne herabdrückte, sondern die Befreierin, die zum Universalwerkzeug geworden war, und die sich für den Menschen mühte, während er sich ausruhte. Es gab neben diesen starken Arbeiterinnen nur noch Lenker und Aufseher, deren einzige Aufgabe darin bestand, die Schalthebel zu stellen und über die ordentliche Thätigkeit des Mechanismus zu wachen. Die Arbeitszeit überstieg nicht vier Stunden, und kein Arbeiter blieb länger als zwei Stunden bei derselben Verrichtung; nach dieser Zeit wurde er abgelöst und ging zu einer andren Thätigkeit über, sei es im Kunsthandwerk, im Bodenbau oder in einer öffentlichen Funktion. Da die allgemeine Verwendung der Elektrizität den tosenden Lärm, der früher die Werkstätten erfüllte, fast ganz beseitigt hatte, wiederhallten diese nur noch von dem Gesang der Arbeiter, der singenden Fröhlichkeit, die sie aus der Schule mitnahmen wie einen tönenden Schmuck, der ihr ganzes Leben verschönerte. Und diese Menschen, die da neben den blanken, glänzenden Maschinen, welche so leicht und doch so mächtig ihre Arbeit verrichteten, laut und lustig sangen, zeugten von der Freude der gerecht verteilten, der siegreichen und rettenden Arbeit.

Lucas blieb, als er in die Halle der Puddelöfen trat, einen Augenblick stehen, um einem kräftigen jungen Manne von zwanzig Jahren, der einen der Puddelöfen leitete, ein paar freundschaftliche Worte zu sagen.

„Nun, Adolphe, geht es gut, sind Sie zufrieden?“

„O ja, gewiß, Herr Lucas. Meine zweistündige Arbeitszeit ist bald um, und die Luppe ist auch schon zum Herausnehmen fertig, wie ich sehe.“

Adolphe war der Sohn von Auguste Laboquer und Marthe Bourron. Aber ungleich seinem Großvater mütterlicherseits, dem Puddler Bourron, der jetzt im Ruhestand lebte, mußte er nicht mehr die schreckliche Arbeit des Umrührens besorgen, bei welcher die Kugel des schmelzenden Metalls zwanzig Minuten lang mit Hilfe einer Eisenstange aus dem Boden des Herdes hin und her gewendet wurde. Das Umrühren geschah jetzt auf mechanischem Wege, und ebenso wurde die glühende Kugel ausgeworfen und fiel auf einen Karren, der sie dem Quetschhammer zurollte, alles ohne daß der Arbeiter hätte selbst Hand anlegen müssen.

„Wie Sie sehen werden, ist die Qualität ausgezeichnet,“ fuhr Adolphe in heiterem Tone fort. „Und das alles ist so einfach, eine so angenehme Arbeit!“

Er hatte einen Schalthebel gesenkt; eine Thür fiel auf und ließ die Kugel auf den Karren rollen, die gleich einem Gestirn ein blendendes Licht ausstrahlte. Der Arbeiter lächelte nur, sein Gesicht war frisch, er vergoß keinen Tropfen Schweißes, seine Glieder waren schlank und geschmeidig, von keiner schweren Plage verkrümmt. Schon hatte der Karren seine Last dem Quetschhammer neuesten Modells überantwortet, der von Elektrizität in Bewegung gesetzt wurde, und der ebenfalls die ganze Arbeit selbstthätig verrichtete, ohne daß der Schmied, der ihn lenkte, hätte wie einst gewaltige Anstrengung aufwenden müssen, um die Luppe nach allen Seiten zu drehen und zu wenden. Und sein Hämmern war so leicht und hell, daß es einer Musik gleich, die den Frohsinn der Arbeiter begleitete.

„Ich muß mich beeilen“, sagte Adolphe noch, nachdem er sich die Hände gewaschen hatte. „Ich habe einen Tisch fertig zu machen, an dem ich sehr viel Freude habe, und ich will noch zwei Stunden in der Tischlerwerkstatt arbeiten.“

Er war nämlich Tischler ebenso wie Puddler, er hatte gleich allen jungen Leuten seines Alters zwei Handwerke erlernt, um sich nicht in den engen Grenzen einer einzigen Verrichtung abzustumpfen. Zudem die Arbeit so immer abwechselte, sich immer erneuerte, war sie eine Freude, eine Erholung geworden.

„Viel Vergnügen!“ rief ihm Lucas zu, sich seiner Freude freuend.

„Danke, Herr Lucas, danke! Ja, so ist's, gute Arbeit, viel Vergnügen!“

Lucas wandte sich der Halle der Ziegelgußöfen zu, wo er bei jedem Morgenbesuche einige angenehme Minuten verbrachte. Welch ein Abstand gegen die entsetzliche Hölle, die diese Öfen in den alten Werken darstellten, wo auf dem buckligen, kotigen Boden sich die loderbrennenden Vulkane der Gruben öffneten und die armen Arbeiter, mitten in der furchtbaren Glutausstrahlung stehend, mit der Kraft ihrer Arme die hundertpfündigen Ziegel mit dem geschmolzenen Metall herausheben mußten! An Stelle der schwarzen, staubigen, widerwärtig schmutzigen Halle von damals dehnte sich ein weiter, luftiger Saal, durch dessen mächtige Fensterscheiben das helle Sonnenlicht einbrang, und dessen Boden mit glattem, reinlichem Cement belegt war. Symmetrisch angeordnet waren hier die Öfen versenkt, die dank der Anwendung der Elektrizität geräuschlos und ohne fühlbare Hitze ihren Dienst verrichteten. Auch hier besorgten Maschinen die ganze Arbeit, ließen die Ziegel hinab, zogen sie glühend heraus und leerten sie in die Formen, während die Arbeiter bloß den Mechanismus zu lenken und zu bewachen hatten. Auch Frauen waren hier beschäftigt, denen die Regelung der elektrischen Kraft oblag, denn man hatte gefunden, daß sie den Männern an Sorgfalt und Genauigkeit in der Handhabung seiner Apparate überlegen waren.

Lucas trat auf ein großes, hübsches Mädchen von zwanzig Jahren zu, Laure Fauchard, Tochter von Louis Fauchard und Julienne Dacheux, die aufmerksam vor einem Apparat stehend, die Stromzufuhr zu einem der Öfen regelte, nach den Anweisungen, die ihr der den Schmelzprozeß überwachende junge Arbeiter gab.

„Nun, Laure,“ fragte Lucas, „sind Sie nicht müde?“

„O nein, Herr Lucas, das macht mir Freude. Wie sollte ich müde werden, wenn ich nichts zu thun habe als diese leichte Schraube hin und her zu drehen?“

Der junge Arbeiter, Hippolyte Mitaine, dreißig Jahre alt, hatte sich genähert. Er war der Sohn von Evariste Mitaine und Olympe Benfant, und es hieß, er sei verlobt mit Laure Fauchard.

„Herr Lucas,“ sagte er, „wenn Sie den Guß mit ansehen wollen, wir sind fertig.“

Er setzte die Maschine in Gang, die mit ruhiger Leichtigkeit die leuchtenden Ziegel heraus hob, sie in die Formen leerte und diese dann der Keiße nach fortschaffte. In fünf Minuten war, während die Arbeiter bloß zusahen, die ganze Prozedur erledigt und der Ofen für eine neue Ladung bereit.

„Schon fertig!“ sagte Laure, fröhlich lachend. „Wenn ich an die schrecklichen Geschichten denke, die mein armer Großvater Fauchard mir erzählt hat, wie ich noch ein kleines Kind war! Es war bei ihm nicht mehr ganz richtig im Kopfe, und er erzählte schauerhafte Dinge von seiner Arbeit als Auszieher, daß er hätte mitten in der Glut arbeiten müssen, die ihm Rumpf und Glieder verbrannte. Ja, alle die alten Arbeiter sagen, daß wir jetzt sehr zu beneiden sind.“

Lucas war ernst geworden, seine Augen feuchteten sich vor innerer Bewegung.

„Ja, ja, die armen Großväter haben sehr gelitten. Darum ist das Leben besser für ihre Enkel. Arbeitet, liebet euch, und das Leben wird für eure Söhne und Töchter noch besser sein!“

Lucas setzte seinen Rundgang fort, und überall, wohin er gelangte, in den Hallen der großen Gußstücke, der großen Schmiede-Objekte, der kleinen und großen Drehbänke, überall fand er dieselbe gesunde Keilichkeit, dieselbe singende Fröhlichkeit, dieselbe durch den Wechsel der Verrichtung und die machtvolle Hilfe der Maschinen leicht und anziehend gemachte Arbeit. Der Arbeiter, der nicht mehr das überbürdete, verachtete Lasttier von einst war, hatte sein Selbstbewußtsein, den Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten wieder erlangt, war ein freier und stolzer Mensch geworden. Und als Lucas zum Schluß die Halle der Walzwerke betrat, die sich neben der der Puddelöfen befand, verweilte er wieder ein wenig, um einige freundschaftliche Worte an einen sechsundzwanzig-

jährigen jungen Mann, Alexandre Fenillat, zu richten, der eben eingetreten war.

„Ich komme von Combettes, Herr Lucas, wo ich meinem Vater helfe. Wir sind mit der Ausfaat beschäftigt, und ich habe dort zwei Stunden mitgethan. Nun will ich noch hier zwei Stunden arbeiten, denn wir haben eine dringende Schienenbestellung.“

Er war der Sohn von Léon Fenillat und Eugénie Yvonnot. Und mit lebhafter Phantasie begabt, vergnügte er sich nach seinen ordnungsmäßigen vier Arbeitsstunden mit Dramentzeichen für das Atelier des Töpfers Lange.

Er hatte sich bereits an die Arbeit gemacht und überwachte eine große Walzenstraße, die Schienen auswalzte. Lucas sah mit innigem Vergnügen zu. Seitdem auch hier die elektrische Kraft verwendet wurde, hatte das schreckliche Getöse der Walzwerke aufgehört; sie arbeiteten nun mit öfliger Leichtigkeit und ohne andres Geräusch als das leichte Klingeln der herausquellenden Schienen, die sich den in Abkühlung begriffenen anschlossen. Das war die segensreiche Produktion einer friedlichen Zeit, Schienen und wieder Schienen ohne Ende, damit alle Grenzen verschwinden und die Völker einander genähert und zu einem einzigen Volke verbunden werden auf der von unzähligen Eisenstraßen durchfurchten Erde. Große Stahlschiffe wurden gebaut, nicht mehr die furchtbaren Panzerriesen, die Tod und Verwüstung aus hundert Schlingen speien, sondern Fahrzeuge der Brüderlichkeit und Solidarität, die die Erzeugnisse der Kontinente gegeneinander austauschten und den Familienreichtum der Menschheit ins Unendliche vermehrten, so daß ungemessener Ueberfluß überall herrschte. Und eiserne Brücken spannten sich über die Flüsse, auf eisernen Trägern und Pfeilern erhoben sich die zahllosen Bauten, deren die versöhnten Menschen für das öffentliche Leben bedurften, die Gemeinhäuser, die Bibliotheken, die Museen, die Asyle für die Schwachen und die Kranken, die gewaltigen Speicher und Magazine, die den vereinigten Völkern die Lebensmittel lieferten. Und endlich entstanden Maschinen ohne Zahl, die allerorten und für alle Berichtigungen die menschlichen Arme ersetzten, solche, die den Boden bearbeiteten, solche, die in den Werkstätten tausenderlei Dienste leisteten, solche, die auf der Erde, auf dem Wasser, in der Luft Menschen und Güter mit sich hintrugen. Und Lucas freute sich innig des friedlich gewordenen Eisens, des erobernden Metalls, aus dem die Menschheit so lange Zeit nur Schwerter für ihre blutigen Kämpfe geschmiedet hatte, aus dem sie später Kanonen und Geschosse zu furchtbaren Gemekeln goß, und aus dem sie den Bau der Brüderlichkeit, der Gerechtigkeit und des Glückes errichtete, nun, da der allgemeine Frieden ertungen war.

Ob er die Werke verließ, wollte Lucas noch einen Blick auf die Batterie elektrischer Defen werfen, die den Hochosen Morfains abgelöst hatten. In dem weiten Schuppen, durch dessen große Glasfenster die hellen Sonnenstrahlen hindrangen, war die Batterie eben in Thätigkeit. Alle fünf Minuten wurden die Defen auf mechanischem Wege neu beschickt, nachdem die Rollbahn die zehn Gufsmulden hinausbefördert hatte, deren glühende Ausstrahlung unter dem hellen Sonnenlichte verblaßte. Auch hier wachten zwei junge, kaum zwanzigjährige Mädchen über die elektrischen Apparate, die eine, Claudine, eine reizende Blondine, Tochter von Lucien Bonnaire und Luise Mazelle, die andre, eine üppige Brünette, Céline, Tochter von Arsène Lensant und Eulalie Laboque. Da ihre ganze Aufmerksamkeit durch das Ein- und Ausschalten des Stromes in Anspruch genommen war, konnten sie Lucas nicht begrüßen. Dann trat aber eine Pause ein, und als sie eine Gruppe Kinder sahen, die neugierig am Eingang des Schuppens stehen geblieben waren, gingen sie zu ihnen hin.

„Guten Morgen, Maurice, guten Morgen, Ludovic, guten Morgen, Aline! Die Schule ist wohl zu Ende, da ihr kommt, uns zu besuchen?“

Man erlaubte den Schülern, in den Erholungsstunden frei durch die Werkstätten zu streifen, damit sie sich mit der Arbeit befreundeten und sich zugleich einige Anfangsbegriffe aneignen.

Erfreut, seinen Onkel Maurice wiederzusehen, ließ Lucas die ganze kleine Schar hereinkommen. Er antwortete auf ihre vielen Fragen, erklärte ihnen den Mechanismus der Defen, setzte sogar die Apparate in Thätigkeit, um den Kindern zu zeigen, wie es genügte, daß Claudine oder Céline einen kleinen Hebel drehte, um das Metall flüssig zu machen und es in einem blendenden Strahle herauslaufen zu lassen.

„O, ich weiß, ich habe das schon gesehen,“ sagte Maurice,

mit der Wichtigkeit eines großen Jungen von neun Jahren, der schon viel versteht. „Großvater Morfain hat mir einmal alles gezeigt. Aber sage mir, Großvater Froment, ist es wahr, daß es früher Defen gegeben hat so hoch wie ein Berg, und daß man sich hat Tag und Nacht das Gesicht verbrennen lassen müssen, um sie zu bedienen?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Zur Erinnerung an die Befiegung Deutschlands“.

Aufmerksam hatte Quintus Servilius dem Bericht des Transportführers zugehört, der zwar seinen schwerfälligen Zug von Packwagen und Erlagmannschaften trotz des tiefen Schnees und der bitteren Januarkälte des beginnenden Jahres 84 n. Chr. wohlbehalten auf die waldigen Höhen des Taunus hinaufgeführt hatte, aber gleichzeitig die unerfreuliche Meldung machen mußte, daß seine Späher auf halbem Wege zwischen Mainz und der Saalburg einen größeren Trupp bewaffneter germanischer Reiter bemerkt hätten. „Also diese ruhelosen Barbaren treiben sich wieder in meinem Rücken umher“, sagte der Befehlshaber des wichtigsten römischen Kastells an der Chattengrenze, als er sich wieder allein befand in seinem Arbeitszimmer und sich niederlegte, um die von dem Transportführer überbrachten Briefe und Befehle von Rom und Mainz zu studieren. Dabei hielten sich seine bisher ziemlich besorgten Flügel etwas auf, und schließlich meinte er unter herzlichem Lachen: „Zur Erinnerung an die Befiegung Deutschlands“, wenn mich nicht alles täuscht, so ist das, bei den unsterblichen Göttern, ein neuer Beweis kaiserlichen Witzes, wie selbst ich ihn trotz aller Erfahrungen meines hohen Alters nicht für möglich gehalten hätte. Aber, wie sagte Solon? „Ich werde alt und lerne immer noch vieles.“ Der Sache muß ich auf den Grund gehen. . . . Ich lasse meinen Knechten bitten, sobald es ihm gefällig ist, bei mir einzutreten.“ Befahl der Legat gleich darauf einem auf seinen Auf herbeigeleiteten Sklaven und sah sich wenige Augenblicke später einem jungen Germanen von vielleicht 25 Jahren gegenüber, den seine militärische Tracht als einen Hauptmann charakterisierte, während man ihn nach seinen nachdenklichen Gesichtszügen eher für einen Gelehrten hätte halten mögen.

„Hatte eben nicht viel Zeit übrig, um Dich zu begrüßen, mein Junge. Also nochmals willkommen im unwirtlichen Waldgebirge des Barbarenlandes, obwohl ich, beim Herkules, nicht einzusehen vermag, was den ersten Philosophen und Altertumsforscher veranlassen könnte, der goldenen Roma den Rücken zu kehren und als Centurio an die germanische Militärgrenze zu gehen. Wenn's noch eine Forschungsreise nach der äußersten Thule wäre, aber ein endloser Krieg gegen die wilden Chatten. . . .“ Hier fiel dem Alten der junge Gajus ins Wort: „Deine letzten Worte versetzen mich in Erstaunen und Bewunderung, lieber Onkel. Denn, um gleich die Wahrheit zu gestehen, ich bin eigentlich gar nicht hergekommen, um mich in der edlen Kriegskunst praktisch auszubilden. In Rom war mir der Boden zu heiß geworden. Meinen Freund, den trefflichen Geschichtsschreiber Junius Justicus, hat der Kaiser, der neuerdings argwöhnischer als je ist und überall Majestätsbeleidigungen und Verschwörungen wittert und verfolgt, wegen ein paar harmloser Stellen seines letzten Buches hinstellen lassen, und sämtliche gewerbmäßigen Philosophen sind gleichzeitig aus Stalien ausgewiesen worden. Damit nun nicht irgend ein Demuziant auf den gefährlichen Gedanken kommt, mich bei Domitian als anschlägigen Kopf und verkappten Republikaner anzuschwärzen, habe ich's vorgezogen, so eine Art freiwilliger Verbannung auf mich zu nehmen. Da mein Vater immer noch meinen Ehrgeiz auf die höhere Beamtenlaufbahn lenken möchte, habe ich mich durch seinen Einfluß eine Stellung als Hauptmann bei Deinen Besatzungstruppen verschaffen können, und hier dachte ich mich unter Deiner väterlichen Fürsorge im wesentlichen meinen Studien widmen zu können. Viel Dienst kann hier doch nicht sein, seitdem das kaiserliche Herr erst vor 4 Monaten die Barbaren vollständig geschlagen hat. Ich hoffe sogar, mir diese blauäugigen Chatten und ihr Land persönlich anzusehen, um als Augenzeuge die vielen ungläublichen Angaben von den Tugenden dieser Barbaren in den „Germanentrieben“ des unsterblichen Plinius richtigstellen zu können. Wenn Du mir Empfehlungsschreiben an einige ihrer Häuptlinge gäbest, könnte ich doch sicher eine kleine Expedition in ihr Land unternehmen; seit die Chatten dem letzten Vertrag zufolge in ewigem Frieden und ewiger Freundschaft mit uns leben und sogar Tribut zahlen, kann doch. . . .“ Hier konnte sich der alte Soldat, der bisher halbwegs gedulbig zugehört hatte, nicht mehr länger halten: „Dein göttigen Jupiter! Bist Du toll geworden, Junge, oder bin ich es? Wir haben über die Chatten gesiegt?! Da müßte ich ja auch dabei gewesen sein! Wir leben in Frieden und Freundschaft mit den Barbaren und erhalten sogar Tribut von ihnen?! Aber nun fängt's bei mir an zu dämmern, was diese famose Münze auf sich hat.“ dabei wirbelte der Legat mit den Fingern eine silberne Medaille herum, die auf der Vorderseite das lorbeerbesäumte Haupt Kaiser Domitians zeigte mit der Umschrift „Titus Flavius Domitianus Germanicus Imperator Augustus“, auf der Rückseite ein Bild der Siegesgöttin

mit der Unterschrift „Zur Erinnerung an die Besiegung Deutschlands“.

„Aber, Onkel, Du erschreckst mich,“ erwiderte der Centurio. „Du hast doch all die ruhmreichen Waffenthaten mit erlebt, von denen wir andren bloß in der Zeitung gelesen haben.“ „Und was für wunderfame Fabeln haben Euch denn diese Zeitungen gekündet? Wir waren hier so eingeschneit, daß ich keine aus den letzten vier Monaten zu sehen bekommen habe, und als ich eben jene merkwürdige Münze mit dem Begleichschreiben vor Augen bekam, wurde ich, um mit Vergil zu sprechen, ganz starr, die Haare standen mir zu Berge, die Stimme blies mir im Halse stehen, und ich ließ Dich sogleich herrufen, um aus bester Quelle zu erfahren, was man Euch in Rom denn eigentlich für ein Theater vorgemacht hat. Also heraus damit!“ „Das ist bald erzählt. Also der Kaiser ist danach im vorigen Spätsommer von Mainz aus mit 12 Legionen in 3 Kolonnen aufgebrochen und über dies Gebirge hier ins Chattenland eingedrungen. Von dem göttlichen Glanz seines erhabenen Namens und dem unwiderstehlichen Kinsturm der siegesgewohnten Legionen erschreckt, wagten die Barbaren gar nicht, sich zur allgemeinen Schlacht zu stellen; aber bei ihrer jähen Flucht wurden doch Teile ihres Heeres erlitten und aufgerieben. Mitte September zog der Kaiser siegreich in die Chattenhauptstadt Mattium ein und diktierte ihrem König jenen Frieden, der vorhin schon Deine Heiterkeit erregte. Um dies herrliche Ergebnis gebührend zu feiern, hielt der Kaiser an den Kalenden des November in Rom einen glänzenden Triumphzug, bei dem mehrere Tausend gefangene Chattenkrieger aufgeführt wurden. Der Senat trug Domitian den Beinamen Germanicus (Deutschensieger) an, den er auch annahm. Klausende und kostspielige Feste, wie der Kaiser sie liebt, drängten einander. Der Janustempel wurde geschlossen. Schließlich wurde noch zum ewigen Andenken jener Ruhmesthaten diese Medaille hier geprägt. Und das soll nun alles Schwindel sein! Man munkelte freilich allerlei in Rom; aber, obwohl ich kein Freund des Tyrannen bin, habe ich das doch für böswilliges Gerede gehalten: das übersieht ja alle Begriffe!“

„Und doch hat das Gerücht recht gehabt,“ erwiderte der greise Quintus. „Der Kaiser und seine Helfershelfer verjuchten der Welt einen ganz ungeheuerlichen Wahn aufzubinden. Die Chatten haben sich allerdings vor unsren überwältigenden Streitkräften in die unwegsamen Urwälder ihrer Berge zurückgezogen, aber nicht aus bleichem Entsetzen, sondern aus klug überlegter Taktik, die den großen Angriff des Kaisers in einen völlig ergebnislosen Nisstoß verwandelte. Gefangene wurden nicht gemacht, weil wir gar keine Germanen zu sehen bekamen. Was das für Chatten im Triumphzug waren, ist mir ein Rätsel.“ „Man erzählte sich in Rom,“ warf hier der Centurio ein, „der Kaiser habe etliche Tausend Sklaven aufzukaufen und als Germanen verkleiden, ihnen sogar die Haare färben lassen.“ „So wird's auch wohl sein. Nachher waren wir auch in Mattium, einem gänzlich verlassenen und von den Chatten niedergebrennten Schmutznest, mußten uns aber bald Hals über Kopf zurückziehen, weil die germanische Reiterei in unsren Rücken erschien und uns die Zufuhren abschneit. Einen König haben die Chatten so wenig, wie wir die Freiheit. Und Verträge schließen die Barbaren mit uns grundsätzlich nicht mehr ab, da sie aus alter Erfahrung wissen, daß wir Abmachungen nur so lange halten, als es in unsren Interesse liegt. Sie hassen uns und unsre ganze verfaulte Kultur. So unrecht kann ich ihnen nicht geben: gegen dies widerwärtige Gemisch von großen und kleineren Tyrannen, mit ihren Schergen, ihren Speißeliedern und ihren Sklaven empört sich die Menschenwürde freier Männer. Was sie von unsrer Kultur brauchen können, eignen sie sich doch allmählich an, vor allem unsre Kriegskunst. Und wenn die Dinge in Rom so weiter gehen wie bisher, wenn unsre Kaiser weiter solche Siege über Deutschland erflehen, so mag wohl noch der Tag kommen, da die Barbaren unser ganzes Weltreich zusammenschlagen. Schon jetzt ist es dahin gediehen, daß ich eben Befehl erhalten habe, mich mit den Kommandanten der benachbarten Kastelle ins Einvernehmen zu setzen behufs Anlegung einer 120 Meilen langen ununterbrochenen Verteidigungslinie mit Wall und Graben längs der ganzen Chattengrenze: jedenfalls auch „zur Erinnerung an die Besiegung Deutschlands“.“

„O Sitten, o Sitten,“ murmelte betrübt der cicerolindige Gelehrte. „Laß Dir keine grauen Haare darinn wachsen,“ meinte der Alte, „das unerbittliche Schicksal nimmt doch seinen Lauf. Weg mit der tragischen Miene, wenn auch Deine Forschungspläne zu Wasser geworden sind. Gleich muß ich mich in einer komischen Rolle versuchen, wenn ich meinen Kerl nachher laut Befehl die Denkmünzen austheilen lasse: vielleicht erheißt es Dich, zu sehen, daß Dein grauhäariger Onkel Talent zum Schauspieler hat.“

Zwei Stunden später waren sämtliche abblömmlichen Mannschaften der Saalburggarison auf ihrem Exercierplatz ordnungsmäßig aufgestellt. Quintus Servilius erschien zu Pferde vor der Front und hielt nach Erledigung der üblichen Formalitäten folgende Ansprache: „Kameraden! Der erhabene Kaiser Domitian, dem die Götter Gesundheit und langes Leben verleihen mögen, hat an den Kalenden des November seinen siegreichen Feldzug gegen die Chatten, an dem teilzunehmen wir die Ehre hatten, durch einen glänzenden Triumphzug und die Annahme des Titels Germanicus gekrönt. Seine Freunde wäre vollständig gewesen, wenn es angekommen wäre, sämtliche Mitkämpfer an der Feier teilnehmen zu lassen. Das war leider nicht möglich. Um Euch zu entschädigen,

hat er eine Denkmünze mit der Aufschrift „Zur Erinnerung an die Besiegung Deutschlands“ schlagen lassen und bestimmt, daß jeder Teilnehmer an dem ewig denkwürdigen Chattenfeldzug ein Exemplar davon bekomme. Haltet es in Ehren als eine dauernde Erinnerung an Eure eigene Tapferkeit und an die göttergleiche Güte des erhabenen Monarchen. Heil dem Kaiser!“ Der Wiederhall, den dieses Hoch fand, war nicht eben stark. Die schwerfälligen Soldaten waren augenscheinlich über die unerwartete Offenbarung so verduzt, daß sie sich nicht gleich soweit erholen konnten, um pflichtmäßig in das Hoch einzustimmen. Und als dann die Denkmünzen ausgeteilt wurden, erhob sich unverkennbar beträchtliches Zischen und Räkern unter den Leuten. Aber der Legat hatte noch eine Ueberraschung in petto, die den üblen Eindruck der ersten wieder verwischte: „Kameraden!“ begann er aufs neue, „der Kaiser hat Euch noch einen zweiten Beweis seiner Gnade und Erkenntlichkeit gegeben. Während der erste sich an Euer soldatisches Ehrgefühl und bürgerliches Selbstbewußtsein wandte, ist der andre auf Eure materielle Besserstellung bedacht, ein ruhrender Ausfluß kaiserlicher Freigebigkeit. Kameraden! Vom 1. Januar ab ist laut kaiserlichem Dekret Eure Löhnung um ein Drittel in die Höhe gesetzt. Ich weiß, daß Ihr diesem erhabenen Willensakt des Kaisers die verdiente Anerkennung nicht versagen werdet.“ Diesmal erhoben sich die Weislaute der Soldaten „Heil dem Kaiser!“ alsbald ohne besondere Einladung und waren noch nicht verstummt, als Quintus Servilius mit seinem Neffen zusammen tritt. „Siehst Du, mein Junge,“ meinte der Legat, „durch die Solberhöhung hat der Kaiser sich für den Augenblick das Stillschweigen der feilen Söldlinge über seinen riesigen Schwindel erkaufte. Aber die Welt erfährt die Wahrheit über seine Besiegung Deutschlands doch. Man sagt, die Welt will getäuscht werden, also werde sie getäuscht; aber der Täuschungsversuch darf nicht gar zu plump sein, sonst wird man dabei ertappt, und es gesellen sich zu dem Haß und der Furcht, bei denen ein Tyrann gedeihen kann, die Verachtung und Lächerlichkeit, die ihn trotz aller schützenden Legionen tötet. So geht's auch mit diesem famoson Germanicus.“

Kleines Feuilleton.

— Adolf v. Nordenfjöld, der, wie wir gestern meldeten, auf seinem bei Sodholm gelegenen Gute im Alter von 69 Jahren gestorben ist, war einer der eifrigsten und erfolgreichsten Polarforscher. Sein Hauptverdienst war die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt durch das sibirische Meer. Die geographische Wissenschaft hat dem Dahingegangenen eine mächtige Erweiterung ihrer Kenntnisse der arktischen Gebiete auf der nördlichen Halbkugel zu danken.

Nordenfjöld wurde am 18. November 1832 in Helsingfors geboren, widmete sich geologischen Studien, und wandte sich ganz wie Nauyen, schon früh der Polarforschung zu. Schon im Jahre 1858 begleitete er Doeril nach Spitzbergen und leitete später selber zwei Expeditionen dahin. Im Jahre 1870 suchte er die Westküste Grönlands geographisch zu bestimmen. 1875 durchfuhr er das Karische Meer bis zur Jenisseimündung; im Jahre 1876 gelangte er dann sogar bis zum 71. nördlichen Breitengrad. Den Höhepunkt seiner Forscherthätigkeit bildete die Bewältigung der nordöstlichen Durchfahrt durch das sibirische Meer nach der Beringstraße. Am 4. Juli 1878 fuhr Nordenfjöld von Gothenburg ab, durchfuhr das Karische Meer und gelangte um die Nordspitze Sibiriens an die Deltamündung der Lena. Von hieraus setzte Nordenfjöld die Fahrt längs der sibirischen Küste fort, froz aber, ehe er die Beringstraße erreicht hatte, auf der Höhe der Koluntschinbay ein, mußte daselbst überwintern und erreichte erst im nächsten Sommer die Beringstraße. In den letzten Jahren beschäftigte sich Nordenfjöld, der nur 1883 noch einmal eine Reise nach Grönland unternommen hatte, besonders mit historisch-topographischen Studien und der Förderung von Polarunternehmungen ander. —

ek. Der Einfluß der Verdauung auf die Arbeit. Es ist bekannt, daß eine starke körperliche Thätigkeit kurz nach einer Mahlzeit die Verdauung stört und selbst aufheben kann. Unter dieser Bedingung werden in der That die Magenabsonderungen mehr oder weniger vermindert. Die geistige Arbeit kann dieselbe Wirkung hervorbringen. Umgekehrt vermindert aber auch die Arbeit der Verdauung die seelische Thätigkeit in allen Formen. Der französische Forscher Pére hat interessante Experimente angestellt, um zu ermitteln, in welchem Verhältnis die Verdauungsarbeit die Muskelthätigkeit herabsetzen kann. Er hat gefunden, daß diese Herabsetzung viel beträchtlicher war als man es ahnen konnte. Im Verlauf der ersten Stunde, die dem Einnehmen einer Mahlzeit folgt, erreicht die ohne Ermüdung ausgeführte Arbeit kaum die Hälfte der in nächstem Zustande vollbrachten Arbeit; aber die Verminderung wird vom Beginn bis zum Ende dieser ersten Stunde ständig größer. Von ungefähr 75 Prozent in den ersten zehn Minuten fällt die Arbeitsleistung von der 45. bis zur 60. Minute bis auf 10 Prozent. Der Einfluß der Würze und der Reizmittel wie Tabak und Alkohol macht sich in einer sehr deutlichen Art bemerkbar, indem er die Ermüdung beseitigt, aber nur für eine sehr kurze Zeit, die niemals zehn Minuten überschreitet; nachdem erscheint die Müdigkeit wieder, und zwar stärker, als sie es ohne diese vorübergehende Erregung gewesen wäre. —

Psychologisches.

— Den Wortschatz der Kinder hat der amerikanische Psychologe Harlow Gale an drei Kindern ein und derselben Familie einer genauen Beobachtung unterzogen. Wie die „Zeitschrift für Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane“ berichtet, fand er am Ende des zweiten Lebensjahres bei dem Erstgeborenen einen Wortschatz von etwa 400, bei den späteren von über 700 Worten. Bei allen dreien fand bis zum Alter von 2 1/2 Jahren ungefähre Verdoppelung statt. Daß die meisten andern Kinderpsychologen auch ungefähr die Zahl 400 fanden, erklärt Gale daraus, daß solche Untersuchungen mit Vorliebe bei den „wunderbaren“ Erstgeborenen gemacht werden. An einem Tage gebrauchten die Kinder 5—10 000 Worte, darunter 50 bis 65 Proz. ihres gesamten Wortschatzes, dabei freilich auch wohl angeregt durch das Gebahren ihrer Eltern, die ihnen von Zeit zu Zeit einen ganzen Tag mit dem Notizblei folgten, an den andern Tagen aber immer nur die neuen Worte anmerkten. Sehr interessant waren die individuellen Verschiedenheiten im Wortschatze der drei Kinder. Trotz der großen Ähnlichkeit der äußeren Bedingungen hatten die drei Kinder weniger als die Hälfte der Worte gemeinsam, und jedes über ein Viertel ganz für sich. —

Kulturgegeschichtliches.

— Ueber das „Fahnen-schwingen“ der Egerer Metzger schreibt die „Köln. Ztg.“: In der alten Reichsstadt Eger steht ein alle fünf Jahre wiederkehrendes Fest bevor, das geschichtlichen Ursprung hat und nach den Ermittlungen des Stadarchivars Dr. Siegel an Ereignisse des Jahres 1412 anknüpft: das Fahnen-schwingen der Egerer Metzgerzunft. Die mangelhafte Rechtspflege des Mittelalters führte zu Fehden der umwohnenden Ritterchaft mit der Stadt Eger, die in endlose Raubzüge und Bege-lagerungen ausliefen. Auf Grund des 1386 zu Eger aufgerichteten „Landfriedens“ und der von vielen Großen des Reiches am 13. April 1412 zu Eger geschlossenen „Einung“, in der man sich gegenseitige Hilfe zusagte, haben die Egerer unter den umwohnenden raub-lustigen Rittersnittern wader aufgeräumt. Bei der Einnahme der den adeligen Gebürder Forster gehörigen Burg Neuhaus im jetzt bairischen Grenz-gebiet thaten sich die Metzger- und Tuchknappen ganz besonders hervor, erstiegen unter Trompetenschall zuerst die feindlichen Zinnen und brachten als Trophäe die jetzt noch im Museum zu Eger aufbewahrte „Sonne von Neuhaus“ mit nach Eger, welche die Turmspitze der Burg geziert hatte. Zum Dank dafür verlich der Egerer Rat den Metzgern und Tuchmachern das Ehrenrecht, alljährlich einmal die Zunftfahne mit dem roten Feldzeichen geziert vor das Haus des Zunft-meisters zu hängen, sie sodann unter Trompetenschall neunmal zu schwingen und ein Fest mit Schmauserei und Trinkgelage zu begehen, zu dem der Senat die Mittel gewährte. Jenes Fahnen-schwingen er-fordert eine ganz besondere Kunst des Fahnen-trägers, da er die große fast quadratische Fahne während des Schreitens so um das Haupt schwingen muß, daß sich das Fahnentuch nicht rollt, sondern möglichst in einer geraden Ebene die Luft durchschneidet. Um die Feier nicht zu einer gewöhnlichen sich gestalten zu lassen, wird sie seit langer Zeit nur alle fünf Jahre begangen. Das letzte „Fahnen-schwingen“ fand 1896 statt; das diesjährige soll im September mit allem Glanz gefeiert und dabei die „Sonne von Neuhaus“ auf einem der Fest-wagen, der die Burg Neuhaus darstellt, zum erstenmale im Zuge mitgeführt werden. —

Aus dem Tierleben.

— Der nordamerikanische Forellenbarsch, der neuerdings mit Erfolg auch in Deutschland eingeführt ist, ist im dritten Sommer, unter günstigen Umständen auch schon im zweiten, laichfähig. Er schreitet zum Ablaihen, wenn die Wassertemperatur des Reichs ungefähr + 15 Grad Reaumur beträgt. In der Aus-wahl der Laichstellen ist er, schreibt ein Mitarbeiter der „Leipz. Ztg.“, nicht besonders wählerisch, nur laicht er nicht in solchen Teichen, deren Boden so schlammig ist, daß sie keine Stelle aufweisen, an der er durch Fächeln mit dem Schwänze und den Flossen den Schlamm entfernen kann, um hier ein schüsselförmiges Nest zu bauen. Das letztere wird in einer Wassertiefe von 50—100 Centimeter hergerichtet und in dieses der Laich abgelegt. Das Laichgeschäft selbst dauert 2 bis 3 Tage und die Eier kleben im Neste fest; Männchen und Weibchen bewachen abwechselnd den Laich. Sie stehen über dem Neste, halten durch Fächeln mit dem Schwänze und den Flossen das Wasser in Bewegung, führen hierdurch den Eiern stets sauerstoffhaltiges Wasser zu und ventilieren gleichzeitig, daß sich Schlamm auf denselben absetzt. Nach Verlauf von 8—14 Tagen, je nach der Bitterung, schlüpfen die jungen Fischchen aus. Die Vermehrung ist eine gute, oft sogar eine bedeutende. Das Fleisch des Forellenbarsches ist zart und wohlschmeckend, es hält die Mitte zwischen dem der Forelle und dem des Zanders. Die Nahrung des Forellen-barsches besteht aus Crustaceen, Würmern, Schnecken, Insekten, Kaulquappen, Fröschen und kleinen Fischen. Mit Vorliebe wurden die Frösche und deren Larven verzehrt. Aus diesem Grunde ist die Einföhrung des Forellenbarsches besonders in solchen Teichen empfehlenswert, wo dieses letztere Ungeziefer im Teiche unliebsam auftritt. Entsprechend der Vorliebe des Forellenbarsches für wärmeres Wasser kann er nur in solchen Teichen gezogen und gehalten werden, die auch für die Karpfenzucht geeignet sind. Hier zieht sich der Fisch sehr leicht und läßt auch seine Vermehrung nichts zu wünschen übrig.

Werden etwa 1 1/2 Dugend laichfähige Fische in einen Karpfen-Abwasserteich oder Karpfenstreckteich gesetzt, so erhält man im Herbst eine bedeutende Anzahl einförmiger Forellenbarsche. Steht zur Zucht ein Teich zur Verfügung, der flache, sandige Ufer oder feinen Kiesboden besitzt und dessen Größe etwa 10 Ar beträgt, so werden in einen solchen etwa ein Dugend laichfähige Forellenbarsche gesetzt. Zeigt sich hier die Brut, so wird sie mit einem feinen Reßgauer herausgefangen und in Karpfenbrutteiche überführt; hier können dann die einförmigen Fische über 10 Centimeter lang werden. Diese Fische kommen im zweiten Sommer in Karpfenstreckteiche, werden hier etwa 20 Centimeter lang, erreichen ein Gewicht von 1/2 Kilogramm und sind dann schon marktsfähig. Als Nebenbefang-fisch in Karpfenteichen rechnet man an Forellenbarschen 20 Proz. der Karpfen. Bei der Abfischung zeigt sich der Forellenbarsch lange nicht so empfindlich als die Forelle und der Zander, stirbt daher auch nicht so leicht ab als diese. beiden und kann auch gefangen längere Zeit im Fischkasten gehalten werden. —

Technisches.

— Unerhörter Silberdraht. Die Herstellung des so genannten leonischen Silberdrahtes beschreibt, nach der „Techn. Absh.“, Ingenieur Friedrich in der „Allg. Zug.-Ztg.“ Um einen reinweißen, fast silberähnlichen Draht herzustellen, mischt man 60 Teile Kupfer, 20 Teile Zinn und 25 Teile Nickel. Die mechanische Bearbeitung dieser Legierung ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden, indem die Platten, die man zum Zwecke der Darstellung von Blech immer zuerst durch Gießen herstellen muß, stark kristallinisch sind und unter dem Hammer leicht springen oder kantentrüßig werden. Gewöhnlich stellt man kleine Platten durch den Guß her, die 20 bis 30 cm lang, 12 bis 18 cm breit und beiläufig 1 cm dick sind, diese Platten werden schwach gewalzt oder gehämmert und nach jeder mechanischen Arbeit ausgeglüht; sie verlieren hierdurch allmählich die kristallinische Struktur und lassen sich, wenn diese einmal verschwunden ist, mit Leichtigkeit weiter bearbeiten. Man ist dann im Stande, diese Platten so wie Kupfer und Messing durch Walzen oder Prägen in beliebige Form zu bringen, und es werden die meisten Gegenstände, die man aus dem Neusilber verfertigt, z. B. Löffel, Gabeln etc., durch Prägen hergestellt. Ebenso kann man das auf diese Weise vorbereitete Neusilber durch Walzen oder durch Grob-, Mittel- und Mehrfachdrahtzüge gehen lassen. Von 0,55 mm abwärts auf noch feinere Webdrähte haben sich nur die leonischen Stufen-scheiben der Bergmannischen Mehrfachziehmaschinen bewährt, indem dieselben nicht einschneiden und durch ihr automatisches Selbststellen das Zerreißen dieser feinen, äußerst zarten Drähte verhindern. Begläht werden diese feinen Drähte im vierten Kessel, d. h. nur in vierfacher Schutzhüllung, indem man in den äußeren Kessel einen zweiten, in diesen einen dritten und hier erst den vierten Kessel mit den feinen Drähten einsetzt, alle Seiten dieser drei inneren Kessel müssen mit einer Schutzhülle von ca. 4 bis 5 cm Feilspänen umgeben werden, wobei man den groben Draht mit einem Ueberzug von echtem Silber versieht. —

Humoristisches.

— Das Jubiläum. Festredner: Wir feiern eigentlich ein doppeltes Jubiläum, verehrte Sangesbrüder. Zehn Jahre gehört unser Freund dem Verein an und gerade fünf Jahre ist er heute seine Beiträge schuldig. —

— Kontrast. A.: Ihre Braut gefällt mir; das dunkle Haar, der dunkle Teint und die dunklen Augen verleihen ihr etwas Pitantes.

B.: Ja und so dunkel wie sie ist, so hell ist sie auch. —
(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— „Miß Hobbs“, ein englisches Lustspiel von J. K. Jerome, ist in der deutschen Bearbeitung von Wilhelm Wolters vom Dresdner Schauspielhaus zur Aufföhrung angenommen worden. —

— Philharmonische Konzerte unter Arthur Nikisch's Leitung finden in diesem Winter statt am 14. und 28. Oktober, am 11. und 25. November, am 9. Dezember, am 20. Januar, am 3. und 17. Februar und am 3. und 17. März. —

— Julius Lieb an wird nach Ablauf seines Kontraktes, im Jahre 1903, das Opernhaus verlassen. —

— Domenico Morelli, einer der größten italienischen Historienmaler, ist in Neapel gestorben. —

t. Ein neuer veränderlicher Stern ist im Sternbilde des Schlangenträgers von Dr. Anderson in Edinburgh entdeckt und schon seit dem Oktober vorigen Jahres unter Beobachtung gehalten worden, trotzdem hat er die Periode seiner Helligkeits-schwankungen noch nicht ermitteln können. Am 29. Oktober war er von der Größe 9,6 und gewann in zehn Tagen um eine halbe Helligkeitsklasse an Lichtstärke. —